N12<525878890 021
LS
ubTÜBINGEN

Jamaika einst und jetzt.

(Fortsetzung von Seite 284.)

3. Der schwarze Baptistenprediger.

In Kingston wurde das Wort Gottes zuerst durch den Baptisten Georg Liele verkündigt. Dieser, ein Sklave in Virginien, hatte nach seiner Bekehrung von seinem Herrn, der ihn hoch schätzte, die Freiheit erhalten, nachdem er vor seiner Gemeinde eine Probepredigt gehalten und darauf von den Kirchengliedern, unter welchen auch sein Gebieter sich befand, zum Predigtamt unter den Schwarzen berufen worden war. Dieser Herr war ein Royalist; als daher nach beendigtem Revolutionskrieg die britischen Truppen Savanna räumten, sahen sich Herr und Diener veranlaßt, Virginien zu verlassen. Mit einem Oberst Kirkland, bei dem er in Dienst trat, kam Georg noch 1783 nach Jamaika und begann dort wieder, nach Gewohnheit, seinen schwarzen Brüdern zu predigen. Zuerst brachte er in einem kleinen Privathaus eine Kirche aus vier Mitgliedern zusammen, lauter flüchtige Sklaven aus Nordamerika. Bald lockte seine Predigt viele Arme herzu, die oft schwer verfolgt wurden; daher er bei dem Ständehaus eine Bittschrift einreichte, worauf seine Versammlungen genehmigt wurden, so daß er einige Zeit ungehindert weiter arbeiten konnte. Bis zum Jahr 1791 hatte dieser treue Diener Christi schon 400 Personen getauft, und seine Arbeit erstreckte sich bald weit über Kingston hinaus; dabei hielt er streng auf Kirchenzucht und Ordnung. Er schrieb einmal: „Ich habe mehrere Diakone und Aelteste, in allen kleinen Gemeinden der Stadt und auf dem Land sind Lehrer angestellt, und ich bin der Pfarrer. Ich predige des Sonntags zwei Mal und ebenso oft in der Woche, und bin, seit ich diese Kirche organisirt habe, noch keine sechs Sonntage abwesend gewesen; für meinen Dienst werde ich nicht bezahlt. Ich predige, taufe, theile das Abendmahl aus, reise herum, um das Evangelium an entfernten Orten zu verkündigen und Gemeinden zu sammeln: alles freiwillig. Einen Auserwählten meiner Getauften, einen Eingebornen der Insel, habe ich als Diakon angestellt, der die kirchlichen Geschäfte leiten und in Ordnung halten muß; dieser ist zugleich Lehrer in unsrer

Freischule, die zum Unterricht von freien und Sklaven-Kindern errichtet worden ist."

Georg Liele war daneben ein Pächter und hielt sich zugleich, als Fuhrmann, ein Gespann Pferde. Seine Gemeinde bestand größtentheils aus Sklaven, und auch die wenigen freien Schwarzen waren arm. Dennoch hatten sie östlich von Kingston ein Stück Land angekauft und bauten eine Kapelle aus Backsteinen. Dazu waren ihnen mehrere Glieder der Ständekammer behülflich. Liele sagt einmal: „Ich habe ein paar Bücher, etliche gute alte Predigten und eine große Bibel, die mir einst mein Herr verehrte. Eine schöne Anzahl unsrer Leute kann lesen, sie werden mit großem Dank jedes neue Buch annehmen, um es an Sonntagen oder in Freistunden zu lesen."

Um die Sache etwas bekannter zu machen und die Aufmerksamkeit andrer Christen zu wecken, schrieb der gute Pfarrer mit seiner Gemeinde ein Schriftchen: „Der Bund der Anabaptisten-Kirche. Begonnen in Amerika, Dec. 1777; und in Jamaika, Dec. 1783." Es wurde im Dec. 1795 gedruckt, zu welcher Zeit 24 Aelteste in der Kirche waren: zwölf Männer und zwölf Frauen, deren Namen darin aufgezeichnet stehen und darunter die Worte: „Wir binden uns durch ein Versprechen, unsre Pflichten gegen König, Vaterland und Gesetze treulich zu erfüllen und darüber zu wachen, daß die festgestellten Ordnungen eingehalten werden." Augenscheinlich wußten sie gar nicht, daß der Name Anabaptist einen bösen Klang hat, wenn sie offen erklären: „Wir halten uns an die anabaptistischen Grundsätze, dieweil dieselben der heiligen Schrift gemäß sind." Sie sagen in dem Schriftchen noch weiter, daß sie des Herrn Ruhetag heiligen, öffentlichen Gottesdienst, Abendmahl und Taufe halten, letztere in einem Fluß oder wo viel Wasser ist; auch einander die Füße waschen nach des Herrn Gebot; und zu dem Allem geben sie immer genau die beweisenden Schriftstellen an. Ferner heißt es: „Nach dem Worte Gottes Lukas 2, 27. 28 nehmen wir auch junge Kinder in unsre Kirche auf." Dieß scheint aber nicht durch die Taufe, sondern durch einen besondern Gottesdienst gethan worden zu sein. Vielleicht gab dieß den ersten Anlaß zu der, unter den eingebornen Baptisten noch immer sehr gebräuchlichen Sitte, bei befreundeten Kindern, die in der anglikanischen Kirche getauft werden, Pathenstelle anzunehmen.

Weiter folgt die Erklärung: „Wir halten es für unsre Pflicht

über die Kranken zu beten und sie zu salben; einander zu vermahnen; unter uns Schiedsrichter aufzustellen; und kein Menschenblut zu vergießen. Sklaven können nicht in unsre Kirche aufgenommen werden, ohne ein gutes Zeugniß von ihren Besitzern mitzubringen. Wenn sie sich gegen ihre Gebieter schlecht verhalten, müssen sie bestraft werden. Jedes Vergehen muß zur Bestrafung der Kirche vorgelegt werden, und Jeder, welcher in Sünde gefallen ist, wird ausgeschlossen. Die von der Gemeinschaft Ausgeschlossenen, werden nicht auf unsrem Gottesacker begraben." Der Bund schließt mit der Versicherung, daß die Glieder alles halten wollen, sowohl was ihnen die heilige Schrift als auch was dieser Bund vorschreibt, um, so weit es ihnen möglich sei, dem Worte Gottes gemäß ihr Leben einzurichten.

Die Einfalt und biblische Sprache dieses Bekenntnisses ist schön, so sehr man auch darin die Neigung der Neger, viel Werth auf äußere Gebräuche zu legen, erkennt. Zwar müssen sich später eigenthümliche, fast thörichte religiöse Gebräuche geltend gemacht haben, doch kann man sich im Ganzen nur freuen über den segensreichen Einfluß dieser Kirche auf das Herz so vieler armen unwissenden Negersklaven. Die Statuten des Bundes wurden monatlich ein Mal vor der Feier des heiligen Abendmahls gelesen. Liele schreibt im Jahr 1792: „Die Meisten unsrer Gemeinde sind arme unwissende Sklaven; sie arbeiten auf den Zuckerpflanzungen, theilweise auch auf den Bergen, und haben Nichts gelernt, kennen also keinen Buchstaben; aber dadurch, daß der 'Bund' monatlich in der Kirche vorgelesen wird, werden sie mit Gottes Geboten bekannt und immer aufs Neue daran erinnert." Die Obrigkeit, sowie die Sklavenbesitzer hatten, nachdem sie diese Bundesstatuten gelesen, gar nichts einzuwenden.

Im Jahr 1793 wurde die Kapelle vollendet, aber eine schwere Schuldenlast ruhte auf ihr. Etwa 500 waren jetzt getauft. Sie hatten auch ein Stück Land angekauft und standen unter dem Schutze eines Sklavenbesitzers, der zugleich Magistratsperson war. Aber diese Erweiterung der Kirche gab vielen Anstoß. Liele wurde einer Predigt wegen, die er über Röm. 13, 1 gehalten, als Aufrührer angeklagt, als ob er die Sklaven zur Empörung aufgewiegelt hätte. Er wurde mit Ketten beladen ins Gefängniß abgeführt, in den Stock gelegt und durfte von Niemand, nicht einmal von Weib und Kindern besucht werden. Im Verhör wurde er zwar freigesprochen, mußte aber seiner Schulden halber bald wieder ins Gefängniß. Er weigerte sich,

durch eine Insolvenzerklärung frei zu werden, und verharrte im Gefängniß, bis alle seine Schulden völlig bezahlt waren. Der Gefangenwärter hatte so viel Zutrauen zu ihm, daß er ihn Nachts oft seine Familie oder Kranke seiner Gemeinde besuchen ließ. So suchte er inmitten aller Trübsal, Unterdrückung und Schmach für seinen Meister treu zu arbeiten und hat sich seinen guten Namen bewahrt bis ans Ende.

Die Kirche, die dieser Schwarze gegründet hat, besteht bis auf diesen Tag. Noch wird sie von einem — nun erblindeten — Negerprediger beaufsichtigt, den Liele 1801 getauft und 1811 ordinirt hat; und mehr als 3700 Glieder gehörten zu ihr im J. 1841 in und um Kingston. Neben ihr finden sich noch Ueberreste von einer Gemeinschaft, welche die „unabhängigen Baptisten" gestiftet haben, eine Sekte, welche die fanatischesten Gebräuche mit der Schriftlehre verband und sich dem abergläubischen Volke lange furchtbar gemacht hat. Die Stifter waren Leute, die mit Liele in Verbindung gestanden waren dann aber ihre eigenen Wege giengen. Die meisten ihrer Gemeinschaften sind nach und nach ihrer Auswüchse müde geworden und in die regelmäßiger geordneten Kirchen übergegangen. Ein Londoner Missionar erzählte Waddell, wie eine dieser Gemeinschaften sich einst darum bemühte, in seine Kirche aufgenommen zu werden, wenn er nämlich ihnen die Taufe durch Untertauchen gestatten und zugleich einen aus ihnen sich als Prediger beigesellen wolle. Dieser Mann nun war selbst noch nicht getauft d. h. durch Untertauchen; aber seine Beredsamkeit gefiel ihnen, und um des Amts willen war er bereit sich jeder Umtaufe zu unterziehen. Zwar lesen konnte er nur wenig, aber viel reden und überaus lange beten. Der Missionar vermochte nicht auf das Anerbieten einzugehen, worauf diese „Unabhängigen" ihren Liebling selbst mit ans Ufer nahmen und untertauchten; man betete über ihm und machte ihn zum Prediger, mit der Vollmacht hinfort Andere zu taufen. Aber wie vieles auch an diesen Kirchen auszusetzen sein mag, gewiß ist, daß das Werk des ungebildeten schwarzen Predigers eine ungemeine Lebenskraft bewährt hat.

4. Die Brüdergemeinde.

Die ersten Missionare auf Jamaika gehörten zur Brüdergemeinde. Im Jahr 1754 begannen sie ihr gesegnetes Werk unter den Sklaven in Karmel, wo ein Gutsbesitzer ihnen eine Wohnung einräumte und sie in ihrer Arbeit ermuthigte. Sittlicher Einfluß ist sogar in einem Sklavenstaate nicht zu verachten; denn die Sicherheit und Ruhe des Besitzers steht immerhin mit der Botmäßigkeit und Zufriedenheit seiner Neger in wesentlichem Zusammenhang. Wo die Peitsche nicht hinreicht, kann vielleicht die Machtvollkommenheit Gottes und Seiner Kirche etwas helfen. Die Missionare fragten nicht viel nach den Beweggründen, sondern drangen muthig vor, wo sie eine halboffene Thüre fanden. Waddell beschränkt sich, was ihre Wirksamkeit betrifft, auf folgende Andeutungen: — „Anfangs waren's nur wenige Brüder und ihr Erfolg blieb scheinbar gering. Allmählig verstärkten sich ihre Reihen, und als wir im Jahr 1829 hinkamen, hatten sie an verschiednen Orten schöne Stationen. Eine derselben war nicht sehr weit von meiner Station entfernt, und mehrere Jahre lang war es mir vergönnt, innige Gemeinschaft mit den Missionaren zu pflegen. Die schottischen Missionare standen immer auf freundschaftlichem Fuße mit den Arbeitern der Brüdergemeinde und haben lange in brüderlicher Eintracht mit ihnen zusammenarbeiten dürfen."

Es waren etliche londoner Herren, welche von dem Graf Zinzendorf gewonnen, zuerst darauf bedacht waren, durch Arbeiter aus seiner Gemeinschaft ihren armen Negern die Kunde vom Heiland zu bringen. Zuvor schon hatten sie sich bemüht, denselben sonstwie zur geistlichen Pflege behilflich zu sein; aber die rechten Werkzeuge waren nicht zu finden. Caries, der mit zwei Brüdern 1754 nach Jamaika geschickt wurde, hatte dort einen sehr leichten Anfang. Es wurde der Mission ein Stück Land geschenkt, in Karmel, und zum Behuf ihrer Erhaltung zwei Plantagen gegründet. Schon im nächsten Jahre konnten 26 Neger getauft werden, und die Zahl der Zuhörer nahm reißend überhand. Nachher zeigte sich aber, daß man sich mit der Taufe wohl übereilt hatte; es kam gerade über diesen Punkt zu Mißhelligkeiten unter den Missionaren selbst, und der Verlauf der Arbeit wurde ein langsamer und schwieriger. Zwar gelang es dem Bruder Friedrich Schlegel (1764—1770) die Dinge zu ordnen und einen frischeren Geist in die Arbeit zu bringen. Man freute sich der ersten Erweckung,

in Folge deren 1765 die ersten 27 Neger zum heiligen Abendmahl zugelassen wurden, und der Zeugengeist unter ihnen sich zu regen begann. Aber — wie seither so oft — die Reaktion blieb nicht aus. Nachdem Schlegel seinen Lauf vollendet hatte, nahm die Gleichgiltigkeit der Neger auf erschreckende Weise überhand; und der zugänglichen Pflanzungen wurden in Folge der Negeraufstände und Maronenkriege (besonders 1795) immer wenigere. Schon 1788 wurde beklagt, daß, nachdem die Brüder in 33 Jahren 755 Neger getauft hatten, von denen gewiß noch 300 am Leben waren, sie dennoch im Ganzen nur 216 Getaufte und Taufkandidaten zählten, „welche einige Verbindung mit ihnen unterhielten."

Der methodistische Geschichtschreiber der westindischen Missionen in den Zeiten der Sklaverei liefert uns keinen Beitrag zur Beurtheilung dieses langsamen Fortschritts der Brüder auf Jamaika, während er mit hoher Bewunderung von ihren Siegen auf Antigua erzählt und die Weitherzigkeit rühmt, mit der sie die Ankunft jedes Mitarbeiters begrüßten, der, sei's auch mit andern Ansichten, demselben Herrn im weiten Felde zu dienen kam.

Dagegen hat unser baptistischer Gewährsmann, Underhill, eine fertige Erklärung dieses schwachen Erfolgs. Er sagt: „Die Arbeiten der Herrnhuterbrüder, begonnen in 1754, beschränkten sich lange auf wenige Pflanzungen im Kirchspiel St. Elisabeth. Da sie für ihren Unterhalt auf den Anbau ihres Landes angewiesen waren, sahen sie sich veranlaßt, nicht blos Neger anzustellen, sondern auch selbst Sklaven zu halten. Bald zeigte sich, daß die Sklaverei dem Fortschritt des Evangeliums tödtliche Hemmung bereitet: Sklaven haben keine Zeit, das Wort zu hören. Abends waren sie zu müde, den Missionar zu besuchen; konnte er auch den Alten und Kranken nahekommen, so waren diese durch ein ganzes Leben, verbracht in herabwürdigender Unsittlichkeit, zu abgestumpft für seine Botschaft. Vielweiberei war häufig, die Ehe ungesetzlich. Pflanzer und Aufseher wurden immer eindlicher, je mehr das Wort durchdrang. Wenn nun auch die Missionare durch einzelne wahre Bekehrungen zum Ausharren ermuthigt wurden, kam es doch zu keinem rechten Gedeihen, bis der völlige Bruch mit dem System der Sklaverei (1823) zu einem neuen Aufschwung führte. Seither hat sich die Mission der Brüder schnell auf drei weitere Kirchspiele verbreitet, und jetzt (1860) zählen sie 10000 Anhänger, darunter 4000 Kommunikanten."

Uns scheint dieses Urtheil zu sehr vom Standpunkt der Neuzeit beeinflußt, als daß wir es ganz unterschreiben könnten. Daß die Brüdergemeinde sich in das allgemein gültige System der Sklavenarbeit fügte, so lange von anderer Arbeit nicht die Rede sein konnte, erklärt den schwachen Erfolg der Predigt um so weniger, als ihre Berichte wiederholtes Zeugniß davon ablegen, wie auch englische Herren und Damen — freilich seltene Ausnahmen — sich der geistlichen Pflege ihrer Sklaven in eigener Person annahmen und schöne Früchte derselben sehen durften. Die Stunde des Herrn hatte noch nicht geschlagen, — das ist der vorherrschende Eindruck, der uns aus Stobwassers Visitationsreise in dem genannten Jahre 1823 entgegentritt. Die Brüder hatten mit ungewöhnlichen Hindernissen zu kämpfen, sie deuten dieselben in ihren einfachen Berichten mehr an, als daß sie sich in Klagen darüber ergingen. „Alle Eigenthümer und Vorgesetzte wünschen wohl treue und fleißige Neger zu haben; aber nicht allen ist damit gedient, daß sie jeder Sünde absterben." Die Unreinigkeit und Unzucht, welche auf der Insel herrschte, spottet aller Beschreibung. Es schien oft, als ob die weißen Dränger mit ihren Versuchungen gerade den Seelen am meisten zusetzten, welche dem allgemeinen Verderben schon entronnen waren. Wenn die Neger ihre Weihnachtsfeiertage, statt mit unzüchtigen Tänzen, mit Kirchenbesuch begiengen, wurde ihnen jeder fernere Gang zum Missionar verboten und jeder Ungehorsam grausam bestraft. Und nachdem durch den Druck von England her die Ansprüche des Christenthums zu einiger Geltung gelangt waren, kam es wiederholt vor, daß die Plantagenbesitzer einen kürzeren Weg wählten, um die Ausbreitung des Christenthums in ihrer Weise zu fördern, d. h. unschädlich zu machen. „Sie lassen," heißt es im Jahr 1821, „100—200 Neger an Einem Tage ohne vorherigen Unterricht, ja manche gegen ihren Willen, von dem Prediger des Kirchspiels taufen; dieß gehört nunmehr gleichsam zur Mode. Diese Leute werden dann stolz auf den Christennamen, leben übrigens in Sünden fort. So wurden 15 Neger, die bei uns sich zur Annahme gemeldet hatten, auf dem Rückweg von Karmel festgenommen und alsbald vom englischen Prediger getauft; der Besuch unserer Kirche ist ihnen hinfort streng verboten." Ja, sogar Abendmahlsgenossen der Gemeine mußten sich wieder taufen lassen und gehörten fortan zur anglikanischen Kirche, welche keinen Abfall, d. h. Besuch fremder Kirchen, duldete. Sodann

war es überaus schwer, den wilden Ehen ein Ziel zu setzen. Der damalige allgemeine Zustand, „Jamaika Fashion" genannt, war ein so unsittliches Zusammenleben bei Weißen und Schwarzen, daß die Einführung der wahren Ehe keinem einzelnen Missionar möglich wurde. Als im Jahr 1826 der treue Tobi endlich die Erlaubniß seines Herrn ausgewirkt hatte, sich mit einer Bekehrten trauen zu lassen, und nun mit andern schwarzen Paaren zu diesem Zweck sich in der anglikanischen Kirche von Blackriver einfand, brachen die weißen Zuhörer in ein schallendes Gelächter aus. „Stimmen wurden laut, die sich darüber lustig machten, daß jetzt auch schwarzes Volk solche Ansprüche mache und sich den Weißen gleichstellen wolle; und die Aufregung wurde am Ende so groß, daß der Prediger kaum durch die ernstesten Worte die Ruhe an der heiligen Stätte herstellen konnte. Seine Zurechtweisung wirkte jedoch, und die Trauung konnte vollzogen werden." Wer dann aber seiner alten Gattin müde war, gieng mit der Person, die er heirathen wollte, zum Prediger, um sich trauen zu lassen. Der fragte, ob sie getauft seien; hatten sie nur die Taufe der Brüdergemeine, so wurde ihnen bedeutet, diese gelte nichts, erhielten — ums Geld — die rechte Taufe und wurden dann getraut. Wer aber anglikanisch getauft ist, „dem ist in der Regel alle Hoffnung benommen, jemals wieder ein Mitglied der Brüdergemeine zu werden." Nur mit Mühe entschlossen sich die Brüder in Ausnahmsfällen, Leute, welche sie getauft hatten, wenn sie zur Wiedertaufe gezwungen worden waren, nachträglich dennoch wieder aufzunehmen. Wußten sie doch, welchen Unannehmlichkeiten, ja Verfolgungen sie sich selbst und ihre Anhänger mit solchen Schritten aussetzten.

Das aber ist an der obigen Darstellung richtig, daß sich die Brüder mehr, als die späteren Missionare der Baptisten und anderer Dissenter, unter das herrschende System beugten, und vor allem beflissen waren, keinem Freiheitsschwindel unter den Schwarzen Raum zu geben. Sie haben also keinen Theil an der Ehre, die Emancipation der Sklaven durch irgend welche Agitation befördert zu haben; dafür können sie sich mit dem Zeugniß trösten, daß bei allen Negerverschwörungen und Empörungen, von der Rebellion im Jahr 1760 an, keiner ihrer Bekehrten sich betheiligt hat. Den Verfolgungen sind sie damit nicht entgangen. Nicht nur wurden von Kriegsgerichten irgend welche verdächtige Neger ohne weiteres erschossen, darunter

auch unschuldige und wahrhaft glaubige; sondern in dem letzten Negeraufstand 1832 wurde Missionar Pfeiffer gefangen gesetzt, weil ein unerbittlich feindseliger Weißer zwei Neger bestochen hatte, falsches Zeugniß gegen ihn abzulegen, als habe er zum Aufstand aufgefordert. Nur durch ein Wunder Gottes entrann er dem Tode, während einer der Meineidigen selbst angeklagt und erschossen wurde. An interessanten Beispielen aber von den reifen Früchten, welche die Brüder mit der zuwartenden Art ihres unermüdlichen Dienstes einheimsen durften, ist gewiß kein Mangel. Wer gerne solche aufsucht, der lese einmal die Geschichte des Nationalgehilfen Tobi, wie sie im „Missionsblatt der Brüdergemeinde" (Mai und Juni 1864) gegeben ist. Er wird sehen, wie aus einem unwissenden Ibo-Neger durch Gottes Treue ein freier Glaubensmann und segensreicher Kirchendiener wurde; und die Geschichte Jamaika's in den letzten vierzig Jahren, wie sie in diesem Einen Lebensbilde sich darstellt, wird ihn zum Lobe des treuen Herrn auffordern, der so Vielen aus der finstern Nacht zu dem jetzigen Maaße von Licht und Leben verholfen hat.

5. Die Methodisten auf Jamaika.

„Neben der Brüder-Gemeinde," schreibt Underhill, „erhoben sich auch die Wesleyaner zum Kampf gegen die Gottlosigkeit Jamaikas. Ihre Arbeit begann mit dem Besuche Dr. Coke's in Kingston (Januar 1789), wo er sofort in befreundeten Häusern, bald auch in einem Konzertsaal predigte. Trotz vieler Hindernisse und heftiger Opposition drang er damit durch und Viele kamen ihn zu hören. Die schwarzen Evangelisten (der Baptisten) durften ziemlich unbeachtet ihr Werk treiben, man konnte sie ja leicht bewachen; sie wagten es auch nicht, das sündige Leben ihrer weißen Herren und Unterdrücker offen zu strafen. Dr. Coke dagegen trat mit voller Freiheit auf, predigte laut gegen den herrschenden Unglauben, die Sonntagsentheiligung, das unzüchtige Leben und die Vielweiberei der Geistlichen, der Pflanzer und Sklaven; ebenso gegen das Heidenthum, das durch das unaufhörliche Einführen neuer Sklaven von Afrika her täglich zunehme." Anfangs hatte er nur Weiße zu Zuhörern, bald fanden sich aber auch die Farbigen ein. „Sofort regte sich Haß und Widerwillen gegen diesen Zeugen der Wahrheit. Einmal wurde er während der Predigt

plötzlich von einem Haufen weißer Herren überfallen und hatte die Rettung seines Lebens nur dem Heldenmuth einer weißen Frau zu danken, welche sich vor den Prediger hinstellte und erklärte, sie werde einem Jeden, der sich nahe, ihre Scheere in's Herz stechen. Aber wie groß auch der Haß sein mochte, Dr. Coke kümmerte sich nicht darum. Er wiederholte seinen Besuch 1791 und predigte muthig fort; und ehe noch ein Jahr verflossen war, hatte sich eine Gesellschaft gebildet, ein Stück Land war angekauft und auf dem Paradeplatz eine Kapelle erbaut worden, die 1500 Menschen fassen konnte. Ein gewisser Hammett wurde als Missionar angestellt und das gute Werk breitete sich immer weiter aus. In demselben Maß wuchs aber auch die Feindschaft; die Gemeinde war beständigen Angriffen und Rohheiten ausgesetzt, da die Behörden sich ihrer nicht annahmen. Besonders der Besuch des Abendgottesdienstes, zu dem auch die Sklaven abkommen konnten, wurde beinahe lebensgefährlich und mußte deßhalb eine Zeitlang aufgehoben werden; doch ruhte Gottes Segen sichtlich auf seinen Knechten, ihr Werk nahm immer zu, bis die Wesleyaner Mission bleibende Wurzel auf der Insel gefaßt hatte."

Von Hammett erzählt Dr. Coke eine interessante Anekdote, welche der Vergessenheit entrissen zu werden verdient. Der Sohn eines Mandingo-Fürsten hatte zweimal einen Kapitän bewogen, ihn nach Jamaika überzuführen, um dort nach einer Schwester zu suchen, welche ihm vor vielen Jahren war aus dem Hause gestohlen worden. Ihm war es immer, als müsse er sie in Jamaika finden. Und wirklich, das zweite Mal fand er sie auf der Insel, und zwar in der Methodistenkapelle in Kingston, wo sie kaum erst den Herrn gefunden hatte. Ihr Mann war ein freier Neger, gleichfalls gläubig und Klassenführer in der Methodistengesellschaft. Der Fürst versprach Hammett, sobald er in seine Heimath zurückgekehrt sei, zwei Sklaven herüberzuschicken, als Lösegeld für seine Schwester; diese aber müsse nach Afrika zurückkehren und auch ihren Mann mitbringen. Ob er das ausgeführt hat, ist ungewiß; Hammett wurde bald durch Krankheit gezwungen, die Insel zu verlassen. Aber berechtigt war jedenfalls die Hoffnung, welche Dr. Coke bei dieser Gelegenheit aussprach: wie leicht Gott auf diese Weise durch bekehrte Sklaven sein Reich in Afrika ausbreiten könne. In Liberia und am Pongas-Flusse, sowie im Joruba-Lande und anderwärts, hat sie sich bereits verwirklicht, leider bis jetzt in beschränktem Maße.

Aus jener ersten Zeit haben die Methodisten viel von Verfolgungen zu berichten, deren eine in neuester Zeit ausführlich beschrieben wird. Sie wirft auf die damaligen Zustände der Insel ein grelles Licht. Am Ostende der Insel steht auf schroffem Felsenvorsprung ein Leuchtthurm, dessen Lichtlein hell auf die dunkle, weite Fluth hinausschimmert und den Schiffer vor dem gefährlichen Morantkap warnt, an welchem schon manch stattliches Schiff gescheitert ist. Morant-Bay, obschon nicht größer als ein ordentliches Dorf bei uns, ist die Hauptstadt des Kirchspiels St. Thomas, das die ganze Niederung am Fuß der blauen Berge umschließt, wohl die schönste Gegend der Insel. Dort entfaltet sich die Pracht der Tropenwelt aufs mannigfachste; wie weidet sich das Auge am üppigen Pflanzenwuchs, an den reichen Zuckerpflanzungen entlang dem Ufer des breiten Flusses, der in der Regenzeit zum gewaltigen, unbändigen Strome anschwillt. Das obere Ende dieses Thales ist von einer jäh emporragenden Bergkette eingeschlossen, aus deren Mitte der „Blaue Berg" majestätisch stolz sein ewig grünes Haupt erhebt, wohl 8000' über dem Meeresspiegel.

Auch Morant-Bay ist schön und ziemlich hoch gelegen; die Gegend ringsum gleicht einem herrlichen Garten Gottes. Und dennoch ist es ein gefürchteter Ort und trägt nicht umsonst den unheildrohenden Namen: „das Grab des Europäers". Davon zeugt der stille Gottesacker, auf dem so mancher eifrige Missionar und viele Glieder der Missionsfamilien gar frühe ein Ruheplätzchen gefunden haben. Nicht weit von diesem steht die Kirche, die, ehe die Missionare kamen, und so lange noch die Neger und ihre Abkömmlinge als seelenlose und deßhalb keiner Seelsorge bedürftigen Geschöpfe angesehen wurden, der einzige christliche Versammlungsort für 30,000 Menschen war! Jetzt ist es anders geworden: mehrere bischöfliche Kirchen nebst einer guten Zahl Methodistenkapellen sind rings im Kirchspiel zerstreut. Auch ein Armenhaus ist in Morant-Bay, sowie das Gefängniß und der Gerichtshof, dessen Räume von himmelschreienden Gewaltthaten, an armen Negersklaven verübt, berichten könnten. In der Nähe steht nun das unansehnliche Missionshaus und die Kapelle der Wesleyaner.

Im Anfang unseres Jahrhunderts kamen etliche farbige Methodisten-Prediger von Kingston nach Morant-Bay und verschafften der dortigen Bevölkerung Gelegenheit, Gottes Wort zu hören. In die

anglikanische Kirche hatten nur die Weißen Zutritt, und der Pfarrer hielt Gottesdienst, so oft es ihm bequem war. Der Herr segnete die Arbeit der einfältigen Methodisten und Viele, sowohl Schwarze als Weiße, gelangten zur wahren Freiheit der Kinder Gottes. Trotz alles Widerstands und Spotts nahm das Werk seinen gedeihlichen Fortgang. Allein bald genügte es den Feinden der Wahrheit nicht mehr, die Prediger zu verhöhnen, mitten in der Predigt zu stören und die betenden Sklaven grausam zu peitschen; sie ruhten nicht, bis Gesetze und Statuten zu Stande kamen, die den christlichen Unterricht der Neger verboten und viele Missionare eine Reihe von Jahren hindurch ins Gefängniß lieferten. Ja, den Pflanzern und Beamten von Morant-Bay hat Jamaika jene Gesetze zu verdanken, welche christliche Lehrer systematisch verfolgten, Gesetze, welche das Statutenbuch Jamaika's am Anfang dieses Jahrhunderts befleckten bis auf den Tag, da die britische Gesetzgebung dem Sklaven Menschenrechte zusicherte und allen Klassen Religionsfreiheit gewährte. Zur Entschuldigung der Pflanzer kann man nur sagen: sie waren alle von geheimer Angst gepeinigt und wußten nicht, was sie thaten.

Es war im April 1802, daß die einfachen Reiseprediger von Kingston ihren Weg nach Morant-Bay fanden, und schon im November war die Zahl der Methodisten auf 90 gestiegen. Ueberall war lebhafte Nachfrage nach Gottes Wort; die Feindschaft aber der Pflanzer zeigte sich so unmächtig, daß die kleinen Verfolgungen, welche da und dort versucht wurden, nur zum Gedeihen des Werks beitrugen. Da beschlossen die Widersacher, mit Einem Streiche demselben den Garaus zu machen. Sie brachten einen Gesetzesvorschlag ein, welcher „ungesetzliches Predigen" verbot. „Sintemal nämlich," heißt es im Act vom 17. Dec. 1802, „auf dieser Insel ein täglich zunehmender Uebelstand den Frieden und die Sicherheit der Insel bedroht, indem unwissende oder bösartige Schwärmer ungesetzliche Versammlungen von Negern und Farbigen anreden, wodurch die Herzen der Hörer mit fanatischen Gedanken erfüllt und irregeleitet werden, auch Gelegenheit zu Verschwörungen geschaffen wird, bitten wir, Eurer Majestät gehorsamste Unterthanen, der Gouverneur, der Rath und die Stände dieser Insel, daß verfügt werde wie folgt: Wer immer unter dem Vorwand, ein Religionsprediger zu sein, ohne gehörige Bevollmächtigung Neger oder Farbige in irgend welcher Versammlung oder Gemeinschaft zu lehren wagt, der soll für einen Schurken und

Vagabunden gehalten und in folgender Weise gestraft werden." Harte Arbeit im Zuchthaus für einen Monat, im Wiederholungsfalle für sechs Monate, und je nach der Ueberzeugung der Friedensrichter irgend welche weitere Strafe, nur daß das Leben des Verbrechers nicht verwirkt sein solle, traf den unglücklichen Prediger, der keine „gesetzliche Vollmacht" aufweisen konnte, schwere Geldstrafe den Hauseigenthümer, welcher die Versammlung erlaubte.

Daraufhin hatte der farbige Prediger Williams sich auf Singen und Beten beschränkt; er wurde aber überwiesen, „sich eine Art von Singen erlaubt zu haben, die mit Predigen oder Lehren gleichbedeutend sei," und darum einen Monat lang eingesperrt. Dann kam die Reihe an die weißen Missionare, ungeachtet sie die in England gesetzliche Predigterlaubniß nachweisen konnten. Umsonst fragte Missionar Campbell in seinem Verhör, welches Gesetz der Insel seine Predigterlaubniß unkräftig mache. Er wurde bedeutet, wohl dürfe er Fragen stellen, aber sie, die Friedensrichter, seien nicht verpflichtet, solche zu beantworten. Er wurde lange gefangen gehalten, bis endlich der Oberrichter seinen Ordinationsschein anerkannte. So durfte wenigstens Ein Prediger das Evangelium verkündigen, während allen andern der Mund geschlossen war. Wer es nun vermochte, ließ sich die Entfernung von zwölf Stunden nicht viel anfechten, sondern gieng Sonntags von Morant-Bai nach Kingston, um Gottes Wort zu hören. Die übrigen Methodistenprediger aber mußten sich ruhig verhalten, ebenso der baptistische Missionar Schweigle, ein geistvoller Farbiger, und der wackere Schotte Reid; nicht etwa weil sie sich vor dem Gefängniß fürchteten, sondern weil die Leute sich scheuten, ihnen zuzuhören. Zwei Jahre lang dauerte diese Tyrannei, bis die englische Regierung, von den Missionsfreunden bestürmt, das plumpe Gesetz außer Wirkung setzte.

Zu jener Zeit begab es sich, daß eine arme Sklavin auf einer der Pflanzungen starb. Das war nun nichts Ungewöhnliches, aber solch ein Todtenbett voll Fried und Freude war bei dem armen Volk beinahe etwas Unerhörtes. Das arme Weib war eine der Erstlingsfrüchte der Methodistenmission auf Jamaika gewesen; mit kindlichem Glauben hatte sie das Wort Gottes aufgenommen, hatte sich bei allem Elend und Jammer ihres mühsamen Lebens nur immer fester daran angeklammert und war nun endlich von ihrem Herrn aus der finstern Gefangenschaft erlöst und in das Reich vollkommener Freiheit

und Ruhe versetzt worden. Man hatte sie zu Grabe getragen, und nun wurde ihre niedere Hütte von dem Aufseher der Pflanzung untersucht und Alles darin in Beschlag genommen; denn ein Sklave gehört seinem Herrn mit allem, was er ist und hat, seinem Leib, seiner Zeit, Kraft, Arbeit, seinen Kleidern und Ersparnissen. In der Hütte war nicht viel zu finden; eine alte Kiste stand in einer Ecke, darin hatte die Verstorbene ihren einfachen Sonntagsstaat aufbewahrt, welchen sie nur zum selten gestatteten Kirchgang angezogen hatte. Man packte die Kiste aus und fand in einer Ecke sorgsam in ein Stück Zeug eingewickelt ein längliches Papierchen, worauf die räthselhaften Worte: „Das Himmelreich leidet Gewalt und die Gewalt thun, reißen es an sich," zu lesen waren. Das wunderbare Zeichen „Matth. 11, 12" und noch ein Geschreibsel mit Tinte darunter bleiben dem unwissenden Buchhalter Hieroglyphen, welche er, trotz aller Anstrengung, nicht entziffern kann. Aber das ist ihm klar geworden, daß eine geheime, schreckliche Bedeutung darin liegt. Nun wird das Blättchen allen Weißen auf der Pflanzung gezeigt, dem Maurer und Schreinermeister, zuletzt auch dem Oberaufseher. Aber sie alle können kaum die gedruckten Worte lesen, einem Einzigen gelingts, den geschriebenen Namen der Verstorbenen zu buchstabiren. Sofort wird's dem Herrn der Pflanzung gebracht, dessen Phantasien ihm beständig blutige Bilder von geheimen Verschwörungen und plötzlichen Sklavenaufständen vormalt. Er betrachtet das Papierchen von allen Seiten mit geheimem Grausen; je länger er es in der Hand hält, desto schauerlicher wird ihm zu Muth und er gelangt zu der festen Ueberzeugung, daß er einem schrecklichen Revolutionsplan seiner Nigger auf die Spur gekommen ist; denn was anders konnten die drohenden Worte bedeuten: „Die Gewalt thun, reißen es an sich!" Ganz aufgeregt läßt er sofort sein Pferd satteln und reitet zum „Custos", der ersten Magistratsperson des Kirchspiels. Aber es ist schon spät und fragt sich, ob „Seine Hoheit" sich zu solcher Stunde überhaupt sehen lassen, geschweige denn Amtsgeschäfte verrichten kann. Allein diese Sache leidet keinen Verzug, ist von der größten Wichtigkeit. Er wird also zugelassen, zeigt das Papier; und sofort lagern sich tiefe, ernste Schatten auf der Stirne des Richters, denn über die Bedeutung jener Worte kann kein Zweifel obwalten. Wer weiß, was im Werk ist, was vielleicht während der Nacht schon ausbrechen kann! Kein Augenblick wird versäumt: ein Bote muß fort und Militär

bestellen, so viel als möglich, gut bewaffnet, zu jedem Dienst gerüstet; es muß noch während der Nacht sich vor dem Gerichtshof aufstellen. Ein andrer Bote wird an die verschiedenen Magistratspersonen abgefertigt, sie möchten sich morgen in aller Frühe einfinden, da eine Sache von besonderer Wichtigkeit vorliege. Nun kommt die Stadt in Alarm, von einer Pflanzung zur andern verbreiten sich dunkle Gerüchte, Miliz-Soldaten laufen hin und her, es heißt schon, eine Sklavenempörung sei ausgebrochen, wer kann da noch schlafen! Entsetzen bemächtigt sich aller Herzen, besonders weil Niemand bestimmt sagen kann, wo eigentlich der Ausbruch stattgefunden habe.

Die Morgendämmerung bringt keine Beruhigung; überall sieht man bewaffnete Pflanzer dem Gerichtshof zueilen, und die Glieder des Magistrats auf ihren Maulthieren die Bergpfade herabreiten. — Das Rathszimmer wird geschlossen, die Herren darin, alle in großer Aufregung, haben viel zu verhandeln. Das Blättchen geht von Hand zu Hand, der Aufseher muß berichten, wann, wo und wie er es fand. Dann giebt Jeder seine Meinung kund, seine Vermuthungen und Befürchtungen, worauf der Aufseher mehr von der verstorbenen Sklavin erzählen muß. Er sagt, sie sei öfters in die Methodistenkapelle gegangen, eine große Veränderung sei an ihr zu bemerken gewesen, sie habe nicht mehr wie früher spielen und tanzen wollen. Wie verdächtig! Mehrere Stundenlang dauert die Berathung, welche so angreifend ist, daß die Rathsherren sich wiederholt mit Branntwein und Punsch stärken müssen; endlich kommen sie zu dem Beschluß, sofort die Soldaten auf alle Pflanzungen auszusenden und jede Sklavenhütte genau untersuchen zu lassen; vom Resultat soll es dann abhängen, ob es nöthig sei, den Gouverneur der Insel herbeizurufen. Mit großer Wichtigkeit und wenig Zartgefühl machen sich die Soldaten an ihr Geschäft; jede geschlossene Thüre wird erbrochen, ebenso jede Kiste und Schachtel. In vielen derselben werden ähnliche Blättchen oder Karten gefunden, über hundert, und ihre Eigenthümer müssen mit zusammengeschnürten Armen vor der Landwehr einher in's Gefängniß wandern. Vergebens betheuern sie ihre Unschuld, erklären, das Blättchen sei ihnen vom Methodistenmissionar gegeben worden ꝛc. Wie ein Laufeuer verbreitet sich die Mähre, die Zeitungen sind voll von einer geheimen Verschwörung der Neger, durch einen Methodistenprediger angezettelt, nun aber noch zur rechten Zeit entdeckt; und laut schallt das Lob des vorsichtigen Aufsehers, des weisen

Custos und der muthigen, entschlossenen Landwehr vom Kirchspiel St. Thomas!

Ein Bote ist an den Gouverneur abgeschickt worden, auf jeder Pflanzung sind bewaffnete Männer aufgestellt, von der ganzen Umgegend strömen wißbegierige, erschreckte Leute herbei, um der gerichtlichen Verhandlung anzuwohnen. Zu dieser wird nun der Methodistenprediger beschieden, der sich umsonst den Kopf zerbricht mit der Frage, was er denn da zu schaffen habe. Im Gerichtshof trifft er lauter finstere Gesichter; schadenfrohe Blicke ruhen auf ihm, so daß ihm nicht ganz wohl zu Muthe wird. Zuerst flüstern die Rathsherren zusammen, dann beginnt der Custos seine Rede. Er spricht von verdächtigen Papieren und schrecklicher Verschwörung, er wendet sich zuletzt an den Missionar, den er als Urheber und Anzettler des Komplotts hinstellt, bis dieser sich beinahe vor sich selber fürchtet. Während der langen Rede kann er sich aber wieder fassen und bittet endlich, man möchte ihn das verdächtige Blättchen sehen lassen. Darüber berathen sich die Herren wieder lange in leisem Flüstern; endlich wird beschlossen, die Bitte zu gewähren, das Kärtchen wird dem Geistlichen gezeigt und Aller Augen sind streng und prüfend auf ihn geheftet. Zuerst drückt sein Gesicht größtes Erstaunen aus, dann spielt ein heiteres Lächeln um die Lippen und alle Zuschauer merken, daß der „Schwarzrock" großen Reiz zum Hellauflachen verspürt, denselben aber aus lauter Respekt vor dem Gerichtshof gewaltsam unterdrückt.

Nicht wenig verwundert, ja ein wenig beleidigt über diesen unerwarteten Ausgang, steht der Custos auf und fragt den Missionar, ob er diese Kärtchen nicht eigenhändig verbreitet habe. Das kann und will dieser gar nicht läugnen, setzt aber lächelnd hinzu, jeder Methodist bekomme ein solches Blättchen als Zeichen seiner Aufnahme in die Gemeinschaft. Der Custos sieht verlegen aus, läßt sich jedoch nicht aus der Fassung bringen, sondern fragt: „Mein Herr, wie können Sie Rechenschaft ablegen für die gefährlichen, leidenschaftlichen Worte auf diesem Papier? Antworten Sie, wenn Sie können!" — „Recht gerne, mein Herr," antwortet der Prediger. „Diese Worte, die Ihnen als leidenschaftlich und gefährlich vorkommen, sind aus der heiligen Schrift genommen. Sie enthalten eine ernstliche Ermahnung, in das Reich Gottes einzudringen und den guten Kampf des Glaubens zu kämpfen, trotz allem, was dem Heil unserer Seele

im Wege steht. Diese Worte hat unser Herr nicht gesprochen, um irgend Jemand zum 'Gewaltthun' gegen die Obrigkeit aufzufordern. Seine Lehre und die unsrige ermahnet uns vielmehr, uns unter die gesetzte Obrigkeit zu beugen." — „Was! ein Bibelspruch? Nichts der Art, das glaube ich nicht; solche aufrührerische Worte findet man nicht in der heiligen Schrift!" rief Seine Hoheit und befahl sogleich eine Bibel herzubringen. Es mußte ja eine da sein zu Eidschwüren; aber lange suchte man umsonst, bis endlich ein zerrissener Ueberrest, enthaltend ein Stück aus dem Alten und etliche Stücke aus dem Neuen Testament, gefunden wurde. Glücklicherweise ist das Evangelium Matthäi noch da, der Missionar schlägt auf und zeigt den verblüfften Herren die Stelle, sowie die Bedeutung des geheimnißvollen Zeichens „Matth. 11, 12". Allein die Rathsherren sind noch nicht zufrieden gestellt, der Missionar hatte ja vom Kampf des Glaubens geredet, also waren Unruhe, Verschwörung, Blutvergießen noch immer zu erwarten. Sie sind überaus ungläubig und mißtrauisch; doch sitzt unter ihnen ein Schotte, der mehr Verstand besitzt, dieser wendet sich mit schelmischem Lächeln an seine weisen Kollegen: „Meine Herren, die Worte auf jenem Papier sind allerdings der Bibel entnommen, davon haben wir uns überzeugen müssen, wenn wir gleich nicht wollten. Aber wie sich's damit auch verhält, jedenfalls kann man diesem Spruch nicht den Sinn zuschreiben, den man zuerst dahinter suchte; denn obschon Jamaika ein herrliches Land ist, kann man es doch keineswegs 'das Himmelreich' nennen. Ich erlaube mir daher, Ihrer Hoheit und meinen Herren Kollegen allhier folgenden Vorschlag zu machen: Da dieser Herr die Wahrheit seiner ersten Aussage bestätigt hat und scheints von dieser Sache etwas mehr versteht als wir Alle, und da bis jetzt sonst kein Zeichen einer Rebellion entdeckt worden ist, dieses Mal dem Zeugniß dieses Methodistenpredigers Glauben zu schenken und uns mit seiner Erklärung über diese verdächtige Sache zufrieden zu geben."

Einstweilen hatten sich mehrere der Magistratspersonen ziemlich beschämt hinausgeschlichen, da die Geschichte anfieng lächerlich zu werden. Nach längerm Gestüster wurde zuletzt erklärt, man wolle auf den Vorschlag des Schotten eingehen, der Custos solle aber zum Schluß dem Prediger noch eine gute Ermahnung mit auf den Weg geben. Demzufolge begann seine Hoheit mit großem Ernst und rechter Würde eine lange feierliche Rede, welche er mit diesen Worten be-

schloß: „Wir wollen uns dieses Mal mit Ihrem Zeugniß zufrieden geben. Aber ein Wort der Warnung kann Ihnen nur nützen. Mein Herr, geben Sie Acht, wir haben unsre Augen offen. Wir verwehren Ihnen das Predigen nicht, wenn Sie rechten Gebrauch davon machen wollen. Sagen Sie den Negern, sie sollen nicht fortlaufen, sondern daheim bleiben, ihre Herren ehren und fleißig für sie arbeiten. Das predigen Sie ihnen immerhin! Aber kein Glaube, nichts von Glauben, mein Herr. Sagen Sie den Sklaven, sie sollen gute Knechte sein, nicht stehlen, nicht lügen. Aber bitte, lassen Sie uns nur nichts vom Glauben hören, wir wollen keinen Glauben — keinen Glauben. Unsere Neger dürfen nicht durch solche Lehren verderbt werden. Nehmen Sie sich in Acht, wir werden ein Auge auf Sie haben. Nur aufgepaßt, daß wir Sie nicht Glauben predigen hören. Sie können sich jetzt entfernen."

Mit einer tiefen Verbeugung, ohne Antwort, verläßt der Missionar den Gerichtshof und muß noch lange herzlich lachen über das seltsame Verhör. Die Rathsherren gehen auch alle ziemlich niedergeschlagen von dannen. Die Landwehr wird von den Pflanzungen zurückberufen. Die armen Neger, noch immer in Unwissenheit über den eigentlichen Grund ihrer Gefangennehmung, werden aus den Zellen entlassen und auf ihre Pflanzungen zurückgeschickt. Die Aufregung in der Stadt legt sich allgemach; und so endet die Rebellion, welche die ganze Insel mit Angst und Entsetzen erfüllt und den weisen Herren von Morant-Bai so viel Noth und Verlegenheit verursacht hatte. Der Schotte aber wurde ein Freund der Missionare und bewog nachher den hohen Rath, der Wittwe eines vom Fieber hingerafften jungen Sendboten ein Geschenk von 100 Pfd. Sterl. zur Heimreise zu gewähren.

Jamaika einst und jetzt.

(Fortsetzung von Seite 284.)

3. Der schwarze Baptistenprediger.

In Kingston wurde das Wort Gottes zuerst durch den Baptisten Georg Liele verkündigt. Dieser, ein Sklave in Virginien, hatte nach seiner Bekehrung von seinem Herrn, der ihn hoch schätzte, die Freiheit erhalten, nachdem er vor seiner Gemeinde eine Probepredigt gehalten und darauf von den Kirchengliedern, unter welchen auch sein Gebieter sich befand, zum Predigtamt unter den Schwarzen berufen worden war. Dieser Herr war ein Royalist; als daher nach beendigtem Revolutionskrieg die britischen Truppen Savanna räumten, sahen sich Herr und Diener veranlaßt, Virginien zu verlassen. Mit einem Oberst Kirkland, bei dem er in Dienst trat, kam Georg noch 1783 nach Jamaika und begann dort wieder, nach Gewohnheit, seinen schwarzen Brüdern zu predigen. Zuerst brachte er in einem kleinen Privathaus eine Kirche aus vier Mitgliedern zusammen, lauter flüchtige Sklaven aus Nordamerika. Bald lockte seine Predigt viele Arme herzu, die oft schwer verfolgt wurden; daher er bei dem Ständehaus eine Bittschrift einreichte, worauf seine Versammlungen genehmigt wurden, so daß er einige Zeit ungehindert weiter arbeiten konnte. Bis zum Jahr 1791 hatte dieser treue Diener Christi schon 400 Personen getauft, und seine Arbeit erstreckte sich bald weit über Kingston hinaus; dabei hielt er streng auf Kirchenzucht und Ordnung. Er schrieb einmal: „Ich habe mehrere Diakone und Aelteste, in allen kleinen Gemeinden der Stadt und auf dem Land sind Lehrer angestellt, und ich bin der Pfarrer. Ich predige des Sonntags zwei Mal und ebenso oft in der Woche, und bin, seit ich diese Kirche organisirt habe, noch keine sechs Sonntage abwesend gewesen; für meinen Dienst werde ich nicht bezahlt. Ich predige, taufe, theile das Abendmahl aus, reise herum, um das Evangelium an entfernten Orten zu verkündigen und Gemeinden zu sammeln: alles freiwillig. Einen Auserwählten meiner Getauften, einen Eingebornen der Insel, habe ich als Diakon angestellt, der die kirchlichen Geschäfte leiten und in Ordnung halten muß; dieser ist zugleich Lehrer in unsrer

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard* - Euroskala Offset